



Sendung vom 04.04.2003, 20.15 Uhr

Albert von Schirnding
Autor und Lehrer
im Gespräch mit Dr. Ernst Emrich

- Emrich:** Grüß Gott, verehrte Zuschauer, herzlich willkommen beim Alpha-Forum. Unser Gast ist heute Albert von Schirnding. Herr von Schirnding, wenn man Ihre Berufsbezeichnung nennen müsste, dann hat man dabei leichte Schwierigkeiten. Man muss entweder sagen: Lehrer, Autor und Literaturkritiker. Oder man muss sagen: Autor, Lehrer und Literaturkritiker. Wie hat sich denn in Ihrem Leben eine Priorität bei diesen drei Berufen, die Sie ja gleichzeitig ausführen, ergeben?
- Schirnding:** Man könnte ja meinen, dass der Beruf des Autors – ich stecke jetzt mal den Literaturkritiker und Autor unter einen Hut – der eigentlichen Leidenschaft entsprochen hat, während das Lehrerdasein eigentlich nur Notbehelf, nur Brotberuf gewesen ist. So war es aber überhaupt nicht. Stattdessen war ich immer schon, und zwar schon als Kind, überzeugt davon, dass ich erstens zum Dichter geboren bin. Das ist der berühmte Genieverdacht, der mich da verfolgt hat. Und ich wollte andererseits immer schon Lehrer werden. Ich habe mich als einen "Mister Penderly" bezeichnet und habe imaginäre Klassen unterrichtet und schnell, schnell viele Schulaufgaben geschrieben, die ich dann alle korrigieren konnte. Ich habe dann auch nach dem Abitur den Lehrerberuf ganz gezielt angesteuert. Mein altphilologisches Studium habe ich eigentlich weniger um der Sache willen betrieben. Ich habe natürlich die alten Sprachen sehr geliebt und liebe sie heute noch, vor allem die Literatur der alten Griechen, aber dieses Studium war doch eher Mittel zum Zweck des Lehrberufs. Denn daran lag mir einfach sehr, sehr viel. Ich habe diesen Beruf dann ja auch 40 Jahre lang ausgeübt.
- Emrich:** Bis zu Ihrer Versetzung in den Ruhestand.
- Schirnding:** Ja, vor vier Jahren.
- Emrich:** Sie waren über Jahrzehnte am Ludwigsgymnasium in München.
- Schirnding:** Ja, ich war zuerst ein paar Jahre in Ingolstadt und dann 33 Jahre lang hier in München.
- Emrich:** Man kann hier also keine Reihenfolge konstatieren, sodass man sagen könnte, zuerst kam das und dann jenes. Stattdessen waren Ihre Interessen immer parallel.
- Schirnding:** Ja, das war sozusagen eine Parallelaktion.
- Emrich:** Sie sind in Regensburg geboren?
- Schirnding:** Ja. – Ich möchte aber noch hinzufügen, dass es im Laufe der Jahrzehnte, in denen man zwei Leidenschaften pflegt, natürlich de facto schon so war, dass die eine mit der anderen auch mal in Konflikt geraten kann, weil man sich sagt, dass man nun schon lieber einen Roman schreiben möchte, dafür aber nicht die Zeit dazu hat, weil man halt seine Schulaufgaben zu korrigieren hat usw.

Emrich: Eine Beurlaubung auf Zeit haben Sie nie angestrebt?

Schirnding: Nein, habe ich nie angestrebt. Dies ging sogar so weit, dass mir als ganz junger Mensch ein Stipendium an der Villa Massimo angeboten worden ist und ich das nicht gemacht habe. Ich war 25 Jahre alt und hätte für ein halbes Jahr als Stipendiat nach Rom gehen können. Das hätte mich an sich ungeheuer gereizt, aber ich wollte auf gar keinen Fall bereits um Urlaub nachfragen, denn ich hatte zu dem Zeitpunkt gerade angefangen, als Lehrer zu arbeiten.

Emrich: Können Sie sich denn noch daran erinnern, wann Ihre ersten dichterischen Werke aus Ihrer Feder bzw. aus Ihrem Bleistift geflossen sind?

Schirnding: Sehr früh, aber ich denke, das ist bei fast allen Autoren so. Das war natürlich noch recht kindisches Zeug gewesen. Aber ich habe dann doch relativ früh die Chance bekommen, einen Band mit Gedichten von mir zu veröffentlichen. Ich habe damals an Gott und die Welt meine Sachen geschickt. Ich kann nur jedem Jugendlichen, wenn er selbst schreibt, empfehlen, das auch so zu machen. Denn die Autoren fühlen sich fast geschmeichelt, wenn sie von jungen Leuten Briefe bekommen und sie von ihnen ihre Gedichte usw. geschickt bekommen. Wenn man älter ist, ist man relativ uninteressant für einen Autor, aber so mit 17, 18, 19 Jahren bekommt man immer sehr schöne Antworten auf seine Briefe. Zumindest mir ging das damals so: Ich bekam von allen, denen ich geschrieben hatte, sehr eingehende Antworten. Manchmal hat sich daraus sogar ein kleiner Briefwechsel ergeben, etwa mit Günter Eich usw. Einer von denen, die ich auch "bombardiert" hatte, war Georg Britting, der ebenfalls ein Regensburger war. Damit hatte man quasi schon freien Zutritt zu ihm. Er wohnte damals bereits seit vielen Jahrzehnten in München am St.-Anna-Platz. Ich habe ihn dort schon sehr bald besucht und ihm mein Manuskript vorgelegt, das ich unvermeidlicherweise aus der Jackentasche gezogen habe. Er hat dann in den nächsten eineinhalb Jahren meine Produktion so ein bisschen verfolgt und meine Sachen dem Dr. Göpfert, dem damals alleinherrschenden Lektor im Hanser Verlag gegeben. Britting hatte damals einen sehr großen Namen und war auch befreundet mit dem Verleger Hanser. Er gehörte auch dem berühmten Stammtisch "Unter den Fischen" an. Britting hat mich dann eines Tages angerufen und zu mir gesagt: "So, die erste Hürde haben wir bereits genommen, denn der Dr. Göpfert ist dafür! Jetzt müssen wir nur noch den Hanser selbst dazu bringen, aber da habe ich gar keine Sorge, dass er einverstanden sein wird." "Schlafen Sie jetzt gut", hat er noch zu mir gesagt. Auf diese Weise kam dann mit 21 Jahren mein erster Gedichtband im damals bereits sehr renommierten Carl Hanser Verlag heraus.

Emrich: Ich glaube, das ist wirklich ein sehr guter Hinweis. Junge Leute wecken so den väterlichen, den pädagogischen Instinkt der Autoren. Diese können dann nämlich jemandem in fürsorglicher Art sagen, was er besser machen könnte usw. Die Autoren werden also letztlich nach ihrer Meinung gefragt. Das ist ein guter Weg, denn die Manuskripte an die Verlage direkt zu schicken, ist wohl nur in den seltensten Fällen von Erfolg gekrönt.

Schirnding: Ja, das macht gar keinen Sinn. Man müsste schon ein ganz großes Genie sein, damit das klappt, denn auch dann ist es ja immer noch die Frage, ob man als solches erkannt wird.

Emrich: Lassen wir doch noch mal für einen Augenblick Ihre dichterische, Ihre literarische Ader beiseite: Wie kommt denn ein Pennäler, also ein Gymnasiast dazu, die alten Sprachen studieren zu wollen? Sie haben in Ihrem Lebenslauf nämlich irgendwann einmal selbst von der "Barbarei der Humanität" gesprochen. Sie haben damit Leute gemeint, die das humanistische Element, die diese alten Sprachen und den Geist, der aus dieser Zeit spricht, auf eine barbarische Weise an Schüler herantragen.

Hatten Sie da andere Erfahrungen gemacht?

Schirnding:

Solche und solche! Ich bin ja 1935 geboren und habe bereits 1953 Abitur gemacht. Das war natürlich noch teilweise das Gymnasium alten Schlags. Da hat es schon auch positive Momente gegeben, aber die alten Sprachen waren dabei doch immer so ein bisschen quasi die Zuchtrute bzw. die Hürde, über die die edlen "Pferde" springen konnten, während die anderen dabei ruhig zugrunde gehen sollten. Das hat sich dann aber alles doch sehr schnell geändert. Es hat sich vor allem dadurch geändert, dass die alten Sprachen im Laufe der Zeit immer stärker in die Defensive geraten sind. Die Lehrer bzw. die Leute, die die Lehrpläne gemacht haben, waren dann einfach dazu gezwungen, dem Ganzen eine andere Zielrichtung zu geben und diese beiden Fächer zu humanisieren. Es ist ja auch sehr sinnvoll, dass man diese humanistischen Fächer auf humanistische Weise unterrichtet. Ich hatte selbst ein paar wunderbare Lehrer, aber ich hatte auch ein paar Lehrer, wie man sie vielleicht aus Geschichten wie "Unterm Rad" von Hermann Hesse oder sonst aus den vielen Schulgeschichten um diese Jahrhundertwende herum kennt, als die Schule geradezu als Zuchthaus empfunden wurde. Im Laufe meiner eigenen Lehrzeit wurde das immer besser und besser. Am Schluss war Griechisch eigentlich das Fach, in dem sich die Schüler wirklich sehr, sehr gut entfalten konnten und in dem eben nicht die Leistung und die negativen Erfahrungen des Versagens im Vordergrund standen.

Emrich:

Könnten Sie, wie Sie das an Elternabenden vielleicht auch oft machen mussten, in einer knappen Form den Wert und den Sinn der alten Sprachen in der heutigen so zweckorientierten Zeit benennen?

Schirnding:

Das ist eben relativ schwierig, weil heute jeder auf den unmittelbaren Nutzen starrt, den die Bildung einem bringt. Ich habe das ja in der Tat oft machen müssen bei Elternabenden in der Schule, wobei das oft schwierig war, weil sich später Griechisch und Französisch quasi als Konkurrenten gegenüberstanden und ich selbstverständlich nichts gegen das Französische sagen konnte und wollte. Trotzdem ging es da eben darum, ob der Schüler nun als dritte Fremdsprache Griechisch oder Französisch wählt. Ich habe dabei zunächst den Nutzen des Griechischen schon sehr stark betont. Ich bin auch davon überzeugt, dass ein Schüler, der die alten Sprachen gelernt hat, davon für sein so genanntes späteres Leben etwas brauchen kann. Ich mag allerdings diesen Ausdruck gar nicht so gern, weil das klingt, als würde das Leben erst nach der Schule beginnen. Ansonsten kann man hier natürlich das berühmte Wort von der Allgemeinbildung anführen. Ich selbst würde lieber sagen, dass so jemand dann ein hervorragendes Orientierungswissen hat, auf dem man wirklich aufbauen kann. Man hat damit wirklich die besten Voraussetzungen, um hinterher auch noch moderne Fremdsprachen lernen zu können. Ich hatte wirklich viele, viele Schüler in Griechisch und Latein, die meinerwegen Französisch als Wahlfach hatten und dann nach dem Abitur nach Frankreich gegangen sind: Sie konnten sich bereits nach einem halben oder Dreivierteljahr ohne Weiteres auf Französisch verständigen. Die modernen Sprachen lassen sich also auf der Basis der alten Sprachen wirklich sehr gut nachholen. Griechisch und Latein kann man hingegen, wenn man das an der Schule versäumt hat, später nie mehr nachholen – von ganz seltenen Ausnahmefällen abgesehen. Moderne Fremdsprachen kann man jedoch relativ leicht noch hinzulernen. Am Fach Latein hat man ja immer etwas weniger herumgemäkelt, aber Griechisch erschien mit der Zeit schon als absolutes Orchideenfach. Die fünf Jahre, die man für das Französische an der Schule aufwendet, sind ja fast schon zu viel, um diese Sprache als Sprache fließend zu beherrschen. Darüber hinaus macht man dann viel französische Literatur, was natürlich auch sehr schön ist. Aber da sollte man halt doch lieber gleich griechische Autoren lesen.

- Emrich:** Sie haben von den sechziger Jahren bis 1998 Schuldienst gemacht. Sie haben das nicht immer als Fron empfunden, wie ich Ihnen ansehen kann. Sie haben das offenbar gerne gemacht, denn das leuchtet quasi aus Ihren Augen heraus.
- Schirnding:** Das stimmt.
- Emrich:** Wie hat sich denn der Unterricht und das Unterrichten entwickelt mit der zunehmenden Macht des Kommunikationszeitalters? Haben Sie es also zu spüren bekommen, dass die Schüler in den sechziger Jahren noch etwas anderes gemacht haben in ihrer Freizeit als später in den neunziger Jahren?
- Schirnding:** Ja, ganz am Schluss durch das Internet usw. Da hat sich dann wirklich etwas verändert. Vorher hat man davon nicht so sehr viel bemerkt. Ich muss allerdings hinzufügen, dass ich eben das Glück hatte, sehr viel und häufig meine alten Sprachen unterrichten zu dürfen. Aber auch Deutsch habe ich viel gegeben, da hat man dann wirklich große Klassen gehabt zum Teil. Im Leistungskurs Griechisch oder in den Anfängerklassen in Griechisch hatte ich hingegen immer nur kleine Gruppen. Diese Schüler waren immer motiviert, wenn sie das angefangen haben und waren auf diese Weise schon auch so etwas wie eine Auswahl. Ich will hier keinesfalls von Elite sprechen, aber das war doch eine Auswahl von Schülern, die von vornherein ein bestimmtes Interesse mitgebracht haben. An denen gingen eigentlich all die Entwicklungen in den vielen Jahren davor doch relativ spurlos vorüber. Zum Schluss hatte ich dann aber eine neunte und eine zehnte Klasse in Griechisch. Ich habe ja meinen Schülern an ihren Geburtstagen immer ein Buch geschenkt. Die Zehntklässler waren noch sehr angetan von so einem Buchgeschenk, sie haben das Buch gelesen und mir nachher meistens auch eine Rückmeldung darüber gegeben. Als ich jedoch im letzten Jahr den Neuntklässlern Bücher geschenkt habe, hat z. B. einer der Schüler mal zu mir gesagt: "Bitte, bitte, nicht, ich komme nicht zum Lesen. Bitte schenken Sie mir kein Buch!" Das war wirklich bei mehreren Schülern so, vor allem bei den Begabten. Sie haben wirklich nichts anderes mehr gemacht als den ganzen Nachmittag im Internet zu surfen. Am Vormittag zwischen den Unterrichtsstunden und in den Pausen haben sie sich eigentlich nur noch über die Probleme mit ihren Computern unterhalten. Da habe ich dann doch gemerkt, dass sich etwas verändert hat.
- Emrich:** Sie waren Kollege unter Kollegen, Sie waren aber auch schriftstellender, schreibender Kollege unter Kollegen: Wie war es da um das Verständnis für einen Kollegen bestellt, der so ein spezielles und ausgeprägtes "Hobby" bzw. einen solchen Zweitberuf pflegte?
- Schirnding:** Ich habe das immer ganz bewusst getrennt gehalten. Und das wurde mir so auch abgenommen. Die Schüler selbst sahen ja einfach nur den Lehrer. Dass der auch noch schreibt, spielte eigentlich keine Rolle. Da war das also sowieso ganz eindeutig. Gelegentlich habe ich in einer besonderen Stunde meinerwegen vor Weihnachten auch mal ein bisschen was von mir selbst vorgelesen. Aber das hat nur eine ganz marginale Rolle gespielt. Bei den Kollegen ist das eigentlich ähnlich gewesen. Da hat es natürlich schon ein gewisses Interesse gegeben, es hat vielleicht manchmal auch ein bisschen Neid gegeben, indem einige Kollegen dachten: "Was muss sich der da außerhalb der Schule auch noch hervortun mit irgendwelchen Artikeln usw.?" Ein bisschen Befremden war vielleicht schon manchmal vorhanden. Aber im Großen und Ganzen war ich in meiner Kollegenschaft sehr glücklich und habe mich dort sehr wohl gefühlt und keineswegs als Außenseiter. Es hat einfach keine wesentliche Rolle gespielt im Rahmen meines Berufs als Lehrer.
- Emrich:** Ich habe eine Szene in Erinnerung, die ich in einem Buch von Ihnen

gefunden habe. Sie stammt aus einem Ihrer neueren Bücher aus dem Jahr 2000, das den Titel trägt "Alphabet meines Lebens". Das ist eine Erzählung über Ihr bisheriges Leben, die auf eine sehr originelle Weise geschrieben ist: Dieses Buch ist nicht chronologisch geordnet vom ersten bis zum heutigen Tag, sondern nach Schwerpunkten, nach Feldern, die alphabetisch geordnet sind von A bis Z. Darin fand ich eben folgende Notiz, die noch mit Ihrer Zeit in Ingolstadt zu tun hat: Sie sind damals auf den Wällen lesenderweise spazieren gegangen. Dies hat in Ingolstadt zu der Zeit einige Verwunderung ausgelöst, wie Sie schreiben.

Schirnding:

Es heißt ja immer, es gäbe die Provinz nicht mehr, aber es gibt sie eben schon noch, jedenfalls gab es sie damals noch. Ich habe den Unterschied als ungeheuer groß empfunden, als ich dann von Ingolstadt nach München gekommen bin. Das war 1965. In den sechs Jahren, die ich vorher in Ingolstadt war, habe ich doch in Bezug auf meine Kollegen einen ganz anderen Geist an dieser Schule miterlebt. Wenn ich es ein bisschen böse ausdrücken darf, war das einfach viel kleinkariierter als später in München. Dort fiel man eben mit irgendwelchen besonderen literarischen Neigungen sofort auf und fiel eigentlich eher unangenehm auf. Ich hatte auch das Gefühl, dass die dortigen Deutschlehrer keine Bücher mehr lesen außer denjenigen, die sie für ihr Studium gelesen hatten. Darüber hinaus war einfach Schluss. Es hat sicherlich auch Ausnahmen gegeben, das will ich keineswegs bestreiten. Ich habe mich dort jedenfalls immer ein bisschen unangenehm bzw. nicht so ganz am Platze gefühlt. Ich habe freilich meinen Lebensstil auch dort weitergeführt. Wenn ich meinetwegen im Café gesessen bin und gelesen habe, fielen schon manchmal scheele Blicke auf diese Bücher: "Wie kann man denn nur die Briefe der Droste lesen wollen, diese zwei dicken Bände? Wie kann man sich das nur antun?"

Emrich:

War die Zeit in Ingolstadt nicht auch eine Zeit der Krise für Sie? Eine Krise in dem Sinne, dass sich da etwas entscheiden musste, und sei es auch nur innerhalb Ihrer literarischen Tätigkeit? Sie kamen damals ja so ein bisschen weg von der lyrischen Form.

Schirnding:

Ja, das war schon so eine Zwischenzeit. Ich muss hier an dem anknüpfen, was ich vorhin in Bezug auf diesen frühen Gedichtband von mir gesagt habe. Das war natürlich schon auch so etwas wie eine Art Danaergeschenk: Ich hatte damals das Gefühl: "So, jetzt bin ich auf dem Gipfel des Parnass angelangt!" Zwei Jahre später hat man bei Hanser noch einen zweiten Gedichtband von mir herausgebracht. Eigentlich wäre dann ja auch mal Prosa fällig gewesen, weil ein Paul Celan war ich einfach nicht. Bei mir war da aber literarisch relativ wenig los. Ich habe dann in der Tat meine Leidenschaft mehr auf den Schulberuf, auf dieses andere Bein verlagert. Das Schreiben drängte ich dabei doch so ein bisschen in den Hintergrund. Ich habe es aber nicht ganz lassen wollen und können. Und so kam es dann eben quasi zu so ein paar Übergangstätigkeiten. Herr Göpfert war nämlich sehr verständnisvoll mir gegenüber. Damals war es jedenfalls noch so, dass die Lektoren einen Autor wirklich betreut haben und ihn behalten und ihn fördern wollten. Wenn sie dann gemerkt haben, dass für eine bestimmte Zeit nichts Neues kommt, hat man versucht, diese Durststrecke anderweitig zu überwinden. Göpfert hat damals im Rahmen der Hanser-Klassikerbände eine Lessing-Ausgabe gemacht. Da durfte ich dann eben in dieser Reihe auch einen solchen Band bearbeiten. Er hat mir auch mal eine Übersetzung aus dem Griechischen gegeben, denn der Hanser Verlag hat damals eine sehr schöne bibliophile Ausgabe von Hesiod herausgegeben mit wunderbaren Holzschnitten von Imre Reiner. Dazu habe ich also die Übersetzung angefertigt.

Emrich:

Sie haben damit die Amplitude Ihres Schreibens etwas erweitert.

Schirnding:

Ja, so konnte ich mich irgendwie literarisch über Wasser halten. Erst als ich nach München gekommen bin, hat es dann bei mir diesen Übergang vom

Lyriker zum Literaturkritiker, zum Zeitungsschreiber gegeben. Meine Theorie ist ja – das gilt selbstverständlich nicht für jeden, aber meiner Meinung doch für sehr viele Rezensenten bzw. Kritiker –, dass das nur die zweite Wahl darstellt. Man würde eigentlich doch lieber Primärtexte herstellen. Bei mir war das jedenfalls so. Wenn das aber aus irgendwelchen Gründen nicht so gut funktioniert, dann weicht man eben aus, denn schreiben möchte man auf jeden Fall. Da schreibt man dann eben über andere. Aber ich habe die Schreiberei für die Zeitung doch immer so ein bisschen als etwas Sekundäres empfunden.

Emrich: Ich habe noch eine Frage zur Pädagogik und würde damit dieses Feld auch gerne abschließen. Wir sind ja jetzt ohnehin schon ein bisschen auf Ihren zweiten Beruf zu sprechen gekommen. Sie haben einmal eine Äußerung getan, die ich außerordentlich interessant finde, die aber zumindest für mich und vermutlich auch noch für andere Menschen einer Erklärung bedarf. Sie haben einmal dem Sinn nach gesagt: Die eigentliche pädagogische Ressource für den Lehrer, also das, woraus er lebt und schöpft, liegt nicht in der Kantischen Ethik und nicht im Platonischen Eros, sondern im "bescheidenen Garten des Epikur". Können Sie das ein wenig erläutern? Wenn ich davor aber noch etwas anderes fragen darf: Kann man das Lehren eigentlich lernen? Oder muss das eine Begabung, ein Interesse sein, das man schon früh mitbringt und das man einfach hat oder nicht hat?

Schirnding: Es müsste so sein. Aber es gibt so viele Lehrer, wenn man da das Lehren gar nicht lehren könnte, dann wäre das ja eine Katastrophe. Denn so viele geborene Lehrer kann es gar nicht geben, wie man in der heutigen Zeit an Lehrern braucht. Zu meiner Person kann ich sagen, dass ich das Lehren eigentlich nur am Rande gelernt habe, bei mir kam das schon aus einer ursprünglichen Neigung heraus. Nun zu diesem bescheidenen "Garten des Epikur": Ich bin fast schon überrascht über dieses Zitat, weil ich das nicht mehr so genau im Kopf habe.

Emrich: Es ist schon erstaunlich, was man gelegentlich gedacht und von sich gegeben hat und was man dann eines Tages wieder serviert bekommt.

Schirnding: Der pädagogische Eros ist natürlich schon sehr wichtig. "Der bescheidene Garten des Epikur": Ich liebe den Epikur sehr und dieses Sich-selbst-nicht-so-wichtig-Nehmen, dieses Sich-selbst-nicht-so-in-den-Vordergrund-Stellen. Das ist ja eigentlich gemeint mit diesem Rückzug in den Garten. Der Lehrerberuf verführt einen ja schon zu einem gewissen Exhibitionismus. Es schadet auch nichts, wenn man als Lehrer ein bisschen schauspielerische Ambitionen hat, die kann man vor einer Klasse sehr wohl ausagieren. Aber es ist darüber hinaus doch sehr wichtig, sich auch zurücknehmen zu können und das eigene Ich in gewisser Weise nur als Organ zu betrachten, durch das die Dinge, die man zu vermitteln hat, sprechen können. Es läuft eben darauf hinaus, dass man als Lehrer der Vermittler, das Medium ist und nicht so sehr...

Emrich: ...der Machthaber, der etwas aus seinen Schätzen verteilt.

Schirnding: Nein, um Gottes Willen natürlich nicht. Das Umgekehrte ist ja auch sehr oft der Fall, dass man also die Dinge, die man zu lehren hat, instrumentalisiert, um damit Herrschaft auszuüben. Das ist natürlich ganz schlimm.

Emrich: Apropos Herrschaft: Was bedeutet für Sie der Adelstitel, die Herkunft aus einer Familie, die sich über viele, viele Jahrhunderte zurückverfolgen lässt?

Schirnding: Wir können uns, wie ich glaube, bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Was bedeutet das für mich? Das ist irgendwo...

Emrich: War es lästig gelegentlich? Wurde man deswegen scheel angesehen?

Schirnding: Im Großen und Ganzen nicht. Es gab natürlich auch Oberstudiendirektoren, die kein Hehl daraus gemacht haben, dass sie sich freuen, dass ein Baron

in ihrem Lehrerkollegium ist. Aber ich habe es natürlich überhaupt nicht geschätzt, wenn das in dieser Weise in Erscheinung getreten ist. Hier ging es mir so wie mit dem Schriftstellertum: Am liebsten war es mir, wenn das innerhalb des Berufs gar keine Rolle gespielt hat.

Emrich: Hat es denn für Sie persönlich eine Rolle gespielt?

Schirnding: Für mich persönlich hat das natürlich schon eine Rolle gespielt, das ist ja ganz klar, weil man einfach einer bestimmten Art von Erziehung, einer bestimmten gesellschaftlichen Sphäre gar nicht ausweichen kann. Man wird dadurch eben auch zu einem gewissen Grade geprägt. Das fängt schon bei der Sprache an: Ich würde z. B. wahnsinnig gerne ein wirklich "g'schertes" Bairisch gut sprechen können. Aber obwohl ich aufgrund meiner Herkunft durch und durch ein Bayer bin, hat man eben bei uns zu Hause einfach nicht Bairisch gesprochen. Manchmal werde ich z. B. gefragt, ob ich aus Österreich komme. Das ist so eine bestimmte "Adelssprache", die man einfach nie mehr loswird. So gibt es noch gewisse andere Dinge, die mit diesem Stand verknüpft sind. Das hat aber nun freilich überhaupt nichts mit Hierarchie zu tun.

Emrich: Sondern einfach nur mit Herkunft.

Schirnding: Ja, und mit Sondersprache, wie es sie in anderen gesellschaftlichen Bereichen eben auch gibt. Man kann also gar nicht leugnen, dass so etwas auf der persönlichen Ebene eine Rolle spielt.

Emrich: Ich könnte mir junge Adlige vorstellen, die ihren Adelstitel keusch oder etwas verschämt verschweigen. Dieses Problem hatten bzw. haben Sie nicht.

Schirnding: Nein. Ich habe das nicht direkt. Ich nenne mich aber wirklich nicht gerne Freiherr von Schirnding. Lieber nur Herr von Schirnding. Aber keusch verschweigen muss ich auch nichts. Noch dazu bin ich ja auch noch unverdientermaßen Besitzer eines kleinen Schlösschens in Oberbayern. Da ist man dann einfach der Schlossherr und die Bauern empfinden das auch so. Dort sind die Traditionen noch relativ intakt, da ist man dann einfach der "Herr Baron".

Emrich: Dies auch dann, wenn sie keine Abgaben mehr abliefern müssen.

Schirnding: Ja, außer dem Maibaum, den ich immer aus meinem Wald spendieren muss.

Emrich: Ich meinte natürlich, dass die Bauern um Sie herum keine Abgaben mehr zahlen müssen.

Schirnding: Nein, das müssen sie nicht mehr, "leider". Das hat völlig aufgehört. Aber es gibt eben immer noch so ein bestimmtes Verbundenheitsgefühl. Da gibt es z. B. einen Trachtenverein, der sich "Die Schloßbergler" nennt und der jedes Jahr bei uns in der Kapelle am Schloss seine Totenmesse hält usw. Es sind da also schon noch gewisse Traditionen lebendig.

Emrich: Sie wohnen also in einem glatten Gegenteil eines Neubaus. Kann man das so sagen?

Schirnding: Ja, in einem absoluten Gegenteil.

Emrich: Wenn ich recht informiert bin, dann hat dieses Schloss eine 700-jährige Geschichte. Ihre Frau Mutter hat einmal ein historisches Theaterstück geschrieben, das zu diesem Jubiläum in München aufgeführt worden ist.

Schirnding: Ja, das war zur 700-Jahr-Feier, die eigentlich, wenn man es ganz genau genommen hätte, erst 1960 fällig gewesen wäre. Aber sie hat damals gesagt, dass das jetzt einfach in der Jahrhundertmitte stattfinden soll. Das war aber gerade mal fünf Jahre nach dem Krieg. Sie wollte das hauptsächlich deshalb machen, um einfach mal alle ihre Freunde und

Bekanntem wieder zu versammeln, denn man hatte sich aufgrund des Krieges und der frühen Nachkriegsjahre doch recht stark aus den Augen verloren. Sie hat dann eben ein Festspiel fabriziert, für das sie auch sehr gute Schauspieler bekommen konnte, das war das Glück damals für die ganze Sache. Denn inszeniert hat das der Arnulf Schröder, der damals Oberspielleiter am Bayerischen Staatsschauspiel in München gewesen ist. Er hatte sich der Sache angenommen und der Ernst Fritz Fürbringer hat die Hauptrolle gespielt.

Emrich: Und Sie haben auch mitgespielt.

Schirnding: Ich hatte nur ein kleines Röllchen. Aber die Begegnung mit all diesen Theaterleuten war natürlich wunderbar für mich: Ich durfte hinter die Kulissen blicken usw. Gespielt wurde das im Brunnenhoftheater, wie dieses Theater in der zerbombten Residenz damals noch geheißen hat. Dort durften wir auch proben.

Emrich: Ich würde gerne noch mal einen solchen kleinen Schlenker machen, um ein wenig zu verdeutlichen, was die Familiengeschichte so alles birgt. Einer Ihrer Vorfahren ist z. B. einmal zum jungen König Otto nach Griechenland geschickt worden, um ihm dort aus seinen Malaisen herauszuhelfen.

Schirnding: Es war dann aber leider so, dass er selbst noch stärker in diese Malaisen hineingeraten ist. Ja, das war der Ignaz von Rudhart, mein Ururgroßvater. Ich bin ein bisschen seiner Lebensgeschichte nachgegangen und dabei ist er mir eigentlich sehr nahe gerückt und sehr sympathisch geworden. Ich bilde mir auch ein, ich hätte einiges von ihm in mir selbst entdeckt. Er hatte jedoch sehr, sehr viele Nachkommen, weil er drei Mal verheiratet war, weil die ersten beiden Frauen gestorben waren. Wir stammen von seiner dritten Frau ab. Ignaz von Rudhart kam aus Franken und muss ein glänzender Redner gewesen sein. Es gab damals ja noch keinen Landtag, sondern nur eine Kammer oder wie auch immer man das genannt hat: Er muss jedenfalls hier in München sehr mitreißende Reden gehalten haben. Er war dann später mit Sitz in Passau in Niederbayern das, was man heute einen Regierungspräsidenten nennen würde. In Passau wird die Erinnerung an ihn auch bis heute gepflegt: Es gibt dort z. B. ein Denkmal, das erst vor kurzem erneuert worden ist. König Ludwig I. hat ihn dann nach Griechenland geschickt. Dort war er dann allerdings nicht der erste Ministerpräsident unter Otto. Er hatte nämlich einen Vorgänger, den Grafen Armansperg, der sich jedoch mit den Engländern furchtbar zerstritten hatte. Diese ganze Geschichte zwischen Bayern und Griechenland war damals überhaupt eine sehr unglückliche Konstruktion. Ignaz von Rudhart hat dann also in Griechenland dieses Amt übernommen. Aber schon nach eineinhalb Jahren ist er demissioniert. Es war einfach eine furchtbare und vertrackte Situation dort.

Emrich: Wir brauchen es hier auch gar nicht ausführlich zu erzählen, wir sollten lediglich erwähnen, dass er nicht mehr lebend nach Hause gekommen ist.

Schirnding: Ja, er ist auf der Rückreise gestorben und wurde dann in Triest begraben. Sein jüngster Sohn hieß Aristide, das finde ich so hübsch. Dieser Sohn kam gut wieder zurück nach Bayern. Ignaz hatte, bevor er nach Garmisch gegangen war, ein Gut gekauft. Die Familie lebte dann nach seinem Tod in Garmisch: Das war dann auch das Familienhaus meiner Mutter.

Emrich: Wenn wir uns nun Ihr literarisches Oeuvre ansehen, wie man geschmäcklerisch so sagt: Es ist nicht so groß wie bei einem, der nichts anderes getan hat als zu schreiben, der also keinen zweiten Beruf hatte. Wenn ich es ungefähr überschlage, sind es aber doch ein gutes Dutzend Bücher geworden. Hierbei sind aber die Lyrikbände und die Bände, bei denen Sie Herausgeber waren, nicht mitgezählt. Gibt es unter diesen Titeln etwas, von dem Sie sagen, "da ist mir eines am nächsten, das würde ich, wenn es brennt und ich nur eines herausholen könnte, zu retten

versuchen"?

Schirnding: Mir geht es so, wie es manch anderen in diesen Fällen auch geht: Das "Lieblingskind" ist immer das, an dem man gerade bastelt. In wenigen Monaten wird ein neues Buch von mir erscheinen. Dieses Buch wäre dann sicherlich eine Zeit lang dasjenige, das ich retten würde. Das wird eine Sammlung mit kurzen Prosastücken sein und den Titel tragen "Nach dem Erwachen". Bei den anderen Büchern von mir würde ich doch mehr das Literarische vorziehen, denn ich habe ja z. B. auch über den griechischen Mythos oder die Philosophie usw. geschrieben. Ich würde dann also doch den im engeren Sinne literarischen Büchern von mir den Vorzug geben wollen.

Emrich: Ist das eine Ader, die von Ihrer Mutter her stammt und die nun bei Ihnen sogar noch etwas deutlicher zu fließen anfängt als bei ihr? Oder war das Opus Ihrer Mutter, das damals in München aufgeführt worden ist, lediglich eine Gelegenheitsarbeit von ihr?

Schirnding: Nicht ganz, sie hatte durchaus eine literarische Begabung, sie hat sie lediglich hinter viele Pflichten und vielleicht auch vermeintliche Pflichten zurückgestellt. Aber sie hat schon gerne geschrieben und auch, wie ich finde, sehr schön geschrieben. Sie hat z. B. auch Memoiren geschrieben während des Kriegs: Das waren für uns Kinder hinreißende Erinnerungen an ihre eigene Kindheit. Da hat es also durchaus eine gewisse literarische Ader bei ihr gegeben.

Emrich: Eines Ihrer kleineren Bücher – es hat beinahe schon nur ein stattliches Heftformat – ist Ernst Jünger gewidmet und trägt auch den Titel "Begegnungen mit Ernst Jünger". Darin finden sich nicht nur lesende, quasi literarische Begegnungen mit Ernst Jünger, sondern Sie sind ihm ja sogar über mehrere Jahre hinweg persönlich sehr intensiv begegnet. Können Sie kurz etwas dazu erzählen? Noch während Ihrer Studentenzeit hatten Sie nämlich einmal Ihre Semesterferien bei ihm in Wilflingen verbracht. Sie waren sozusagen ein Assistent oder Adlatus von ihm. Was war Ernst Jünger für ein Mensch?

Schirnding: Ein komplexer! Ich hatte ihn mir ursprünglich ganz anders vorgestellt, die Erfahrungen mit ihm waren dann aber viel positiver. Ich war 20 Jahre alt, als ich das erste Mal dorthin gekommen bin. Ich hatte allerdings das Werk Ernst Jüngers bereits so ziemlich komplett gelesen und war begeistert von ihm. Ich hatte vor allem die "Strahlungen" und die Tagebücher sehr gern und intensiv gelesen. Ich würde übrigens vom heutigen Standpunkt aus sagen, dass man in jungen Jahren ein wenig vorsichtig sein sollte beim Lesen von Tagebüchern, weil man leicht Gefahr läuft, das alles imitieren zu wollen und sich gewaltig hineinzusteigern. Ich kann meine eigenen frühen Tagebücher deswegen nicht ausstehen, weil sie einfach den Stil von Ernst Jünger imitierten. Sie sind aus heutiger Sicht geradezu unfreiwillig komisch. Es hat sich dann also ergeben, dass ich ihn in Wilflingen besuchen konnte. Ich hatte für mich diesen Besuch natürlich innerlich präpariert. Ich dachte, ich müsste dort möglichst kluge Dinge sagen, um vor diesem seinem Röntgenblick bestehen zu können. Es war dann aber ganz anders: Es war ganz entspannt. Wenn ich es ein bisschen übertreibe, dann könnte ich sagen, er hätte meinerwegen auch Mörike in seinem Obersulzbach sein können. Es war jedenfalls ein behäbiges Leben dort auf der schwäbischen Alb. Es war ein sehr schönes Haus übrigens, diese alte Försterei der Stauffenbergs gegenüber des Schlosses. Es war ein Haus der Sammlungen mit einer ganz eigenen und unverwechselbaren Atmosphäre. Man hat sich dort wirklich sehr wohl und sehr frei gefühlt. Er ist dann wirklich jeden Nachmittag mit mir mindestens drei Stunden lang spazieren gegangen. Seine erste Frau Greta war damals schon ein wenig krank und konnte daher nicht mehr so viel mit ihm spazieren gehen. Er hat mich jedenfalls jeden Nachmittag mitgenommen auf seine Spaziergänge. Die

Gespräche dabei waren allerdings völlig harmlos. Wir sind auch öfter mal mit dem Fahrrad in ein Kaffeehaus in der Nähe gefahren, um dort in Illustrierten zu lesen. Es war eben so, dass man sich ganz als der geben konnte, der man war.

Emrich: Aber Sie haben dann sehr wohl auch etwas zu seiner Arbeit beitragen können. Sie waren nicht nur in den Ferien dort.

Schirnding: Ja, er hat mich sogar bezahlt. Meine Aufgabe bestand fast ausschließlich in der Ordnung seiner Post. Er hat ja jedes Fitzelchen Post aufgehoben, das er bekommen hat. Es hatte sich in den Wochen vor meiner Ankunft ein Riesenstoß Post angesammelt. Diesen Stoß habe ich dann nach einem bestimmten System in den Archivschrank einordnen müssen.

Emrich: Sie sprachen von der Lebensart, von der Lebensweise von Ernst Jünger: Das ist kein Vergleich zu derjenigen von Thomas Mann.

Schirnding: Ja, kein Vergleich. Obwohl ich, wie ich sagen muss, Thomas Mann über alles liebe. Aber ich glaube schon, dass es bei Thomas Mann etwas frösteliger zugegangen wäre. Ich glaube auch, dass Thomas Mann sogar etwas gehemmter gewesen ist. Der Ernst Jünger konnte schon auch eisig sein, wenn er irgendwo unter anderen Leuten war und es ihm nicht gepasst hat. Aber dieses Eis schmolz zu Hause sofort, da war davon nichts mehr zu spüren.

Emrich: Waren oder sind Sie mit der Bezeichnung, die man gelegentlich über Sie liest, Sie seien eher ein konservativer Schriftsteller, eigentlich zufrieden? Oder haben Sie doch etwas dagegen einzuwenden?

Schirnding: Ich habe schon ein bisschen was dagegen, in der Tat. Das hängt nun wieder mit dieser Herkunftsfrage zusammen. Es hat mich schon einige Jahre beschäftigt – heute allerdings nicht mehr –, mich aus diesen selbstverständlichen Vorgegebenheiten zu emanzipieren. Dies galt z. B. vor allem für die politischen Einstellungen. Bayerischer Adel, katholisch, katholische Edelleute – so hieß tatsächlich ein Verein –, Schlossbesitzer usw.: Da ist man einfach abgestempelt. Es kamen auch immer wieder Leute von der CSU zu mir, die dachten, sie könnten mich irgendwie einspannen. In dem Punkt war ich freilich sehr zurückhaltend. Ich war, wie ich heute ruhig sagen kann, auch 25 Jahre lang SPD-Mitglied. Heute bin ich das nicht mehr. Dass ich damals SPD-Mitglied geworden bin, hat natürlich in meinem engeren familiären Umkreis Entsetzen ausgelöst. Ich wollte einfach schon ein bisschen gegen den Stachel lücken. Inzwischen hat sich allerdings die politische Landschaft völlig verändert. Ich würde heute sogar selbst sagen, dass ich in vielen Punkten konservativ bin. Dies aber weniger, weil ich nun alt bin, sondern weil sich einfach die Zeit so sehr verändert hat. Wenn man sieht, wie viel die ganze Zeit über zerstört wird, muss man eigentlich in mancher Hinsicht konservativ sein.

Emrich: Es gibt ja auch Leute, die sagen, die Grünen seien heute die Konservativen: Sie wollen nämlich bewahren, was wir noch haben.

Schirnding: Ja, sicher, natürlich. Für mich waren z. B. Begriffe wie "Vernunft" oder "Aufklärung" immer sakrosankte Begriffe. Bei allen Vorbehalten, die man mit Recht gegen eine radikale Aufklärung einwenden muss, würde ich auch bis heute an solchen Begriffen festhalten wollen. Wir kennen natürlich auch die Dialektik der Aufklärung. Dennoch, als Leitlinie war die Aufklärung für mich schon immer das Ausschlaggebende.

Emrich: Sie bekennen sich in dem, was Sie schreiben, auf unaufdringliche Weise gelegentlich zu Ihrem christlichen Glauben. Wie ist dieser Ihr Glaube beschaffen – vor allem in Bezug auf die Aufklärung, auf die Rationalität und zu der Frage, wie weit man so etwas mit rationalem Denken eigentlich vereinbaren kann? Manchmal kann der Glaube ja auch naiv sein: Das Nicht-Wissen ist oft das Einzige, was einem beim Glauben übrig bleibt. Sind

Sie also ein zweifelnder oder doch ein ergebener Christ?

Schirnding: Ich bin kein ergebener Christ, ich bin schon eher ein zweifelnder Christ. Aber ich würde meinen Glauben dennoch nie aufgeben. Das alles hängt bei mir natürlich wiederum mit der Herkunft und der Erziehung zusammen. Wir hatten ein sehr katholisches Elternhaus und wir hatten vor allem eine Kinderschwester, die ungeheuer katholisch gewesen ist und die uns Kinder fast noch mehr geprägt hat, obwohl sie einen ganz naiven Glauben hatte. Aber das war eben ein wunderbar geschlossenes Weltbild.

Emrich: So etwas könnte später ja auch ins glatte Gegenteil umschlagen.

Schirnding: Ja, das stimmt, aber dazu bin ich dann doch irgendwie ein zu pietätvoller Mensch. Diesen Glauben wollte ich jedenfalls nie aufgeben. Ich fühle mich in diesem überlieferten Glauben schon sehr geborgen und zuhause. Ich liebe aber auch die Kirche sehr. Ich liebe meine Kirche, das kann ich ruhig sagen – trotz all der kritischen Einstellungen, die ich habe.

Emrich: Wir haben etwas noch nicht besprochen und zwar die Funktion des Kritikers. Wofür ist der eigentlich gut? Ist ein Literaturkritiker dazu gut, den Leuten, die schreiben, zu sagen, was sie falsch und richtig gemacht haben? Was sollte ein Literaturkritiker als seine Aufgabe ansehen?

Schirnding: Er muss sich zuerst einmal und vor allem fragen, für wen er schreibt. Ich glaube nicht, dass er für den Autor schreiben sollte. Marcel Reich-Ranicki glaubt vielleicht daran, ich denke jedoch nicht, dass man einen Autor bekehren oder verändern kann durch gute Ratschläge oder einen Verriss. So etwas wird keine Wirkung auf den Autor erzielen. Die Kritik ist vielmehr auch wieder eine vermittelnde Tätigkeit. Aus diesem Grund wird in einer Literaturkritik doch eher der normale Leser, der "Literatur-Verbraucher" angesprochen. Es kann einfach nicht jeder Mensch alles lesen. Ich habe die Kritik jedoch nie als einen Ersatz für das betreffende Buch verstanden, so in dem Sinne, dass die Kritik quasi eine Kurzform des Buches darstellt. Nein, ich habe die Kritik immer eher als eine Anstiftung zum Lesen des betreffenden Buches verstanden.

Emrich: Welche Art von Kritiken schreiben Sie lieber? Eine, die den Leser warnt, ein bestimmtes Buch zu lesen, weil es schlecht ist? Schreiben Sie also lieber einen Verriss? Oder schreiben Sie doch lieber eine Kritik, die dem Leser den Hinweis gibt, ein bestimmtes Buch auf keinen Fall zu übersehen? Schreiben Sie also lieber ein Lob, eine Kritik, in der Sie den Wert des betreffenden Buchs hervorheben?

Schirnding: Letzteres. Aber es macht leider doch mehr Spaß, Verrisse zu schreiben. Ich habe allerdings nicht primär meine Aufgabe darin gesehen, Verrisse zu schreiben. Es ist einfach leichter, einen guten Verriss zu einem wirklich schlechten Buch zu schreiben. Wenn es in der Tat ein schlechtes Buch ist, kann man leichter vom Leder ziehen.

Emrich: Wir sind am Ende unserer Sendezeit angelangt, es geht immer rascher als man meint. Ich brauche nur noch eine ganz kurze Antwort von Ihnen: Ihr Vater war betagt, als Sie geboren wurden. Sie haben in fortgeschrittenem Alter ebenfalls einen Sohn bekommen. Er heißt Askan, wenn ich das richtig weiß. Hat das etwas in Ihrer Lebenshaltung und -einstellung verändert?

Schirnding: Sehr, sehr viel hat es verändert. So viel, dass mir manchmal scheint, dass alles vor seiner Geburt nur Prähistorie war.

Emrich: Ich bedanke mich für das Gespräch. Das war heute als Gast in Alpha-Forum Albert von Schirnding.